

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 107 (1981)

Heft: 31

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Annemarie Meyer-Schilling

Ein Original

Schon seit längerer Zeit hatte seine markante Gestalt im Strassenbild gefehlt. Kurz vor Weihnachten war er dann gestorben. Seltsam, obwohl ihn kaum jemand näher kannte, fehlte er uns nun. Wie oft habe ich ihn auf der Strasse überholt – eine mächtige Figur mit gelben Schuhen, schmuddeligem Overall und einem breiten, schwarzen Hut.

Niemand wusste genau über ihn Bescheid. Man sprach vom Clochard aus der Mansarde des alten Bauernhauses, und man erzählte, dort herrsche ein unglaubliches Durcheinander. In einer Ecke lägen eine Matratze und ein paar Decken, daneben stünden sein Spirituskocher, die Sprit- und Oelflasche, sein Teevorrat sowie Büchsen mit Katzenfleisch, und unendlich viele Zeitschriften, Schulhefte und Bücher stapelten sich. Eine Aura des Fremdländischen umgab den Alten. Er schien keine Angehörigen zu haben. Seine Katze bedeutete ihm fast alles. Bedeutung hatten für ihn auch die jungen Leute, die unter ihm wohnten, die von der Kommune, die den braven Bür-

gern ein Dorn im Auge waren. Ausgerechnet diese jungen Leute waren sehr lieb zu ihm, so dass er sich wohl fühlte in seiner schwarzgeräucherten Kammer. Eine Bekannte mit starkem sozialem Verantwortungsbewusstsein hatte sich seiner angenommen, ihm die schmutzige Wäsche besorgt, ihn dazu gebracht, dass er alle acht Wochen einmal ein Bad nahm. Ihr und den jungen Leuten hatte er sich anvertraut, und darum wissen wir heute einiges mehr von ihm.

Als Sohn eines Bauern konnte der überdurchschnittlich intelligente Bub nur die Gemeinschulen besuchen. Sein Onkel weigerte sich, ihm ein Studium zu bezahlen. Weil er während der Krisenjahre nach dem Ersten Weltkrieg keine Arbeit fand, ging der junge Mann ins Ausland. Er wurde Weltenbummler, Fremdenlegionär und Gelegenheitsarbeiter. Aber jedesmal, wenn er Geld hatte, meldete sich sein Wissensdurst. In Fernkursen bildete er sich weiter. Er lernte Sprachen und interessierte sich auch für die Naturwissenschaft. Noch mit 60 Jahren nahm er Lateinstunden bei einem katholischen Pfarrer.

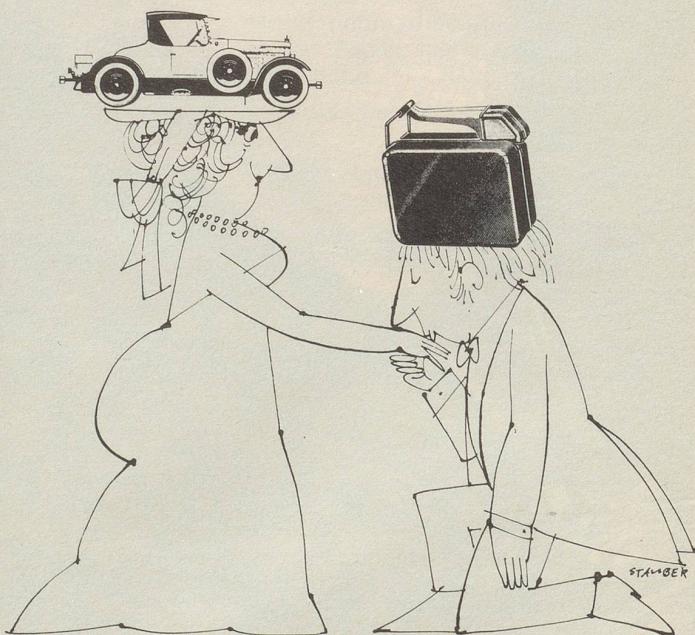
Warum er ausgerechnet in unser Dorf kam? Der Ammann einer größeren Nachbargemeinde wollte ihn kurzerhand in ein Trinkerheim einliefern, obschon er nur sehr selten ein Glas Bier genoss. Weil er sich weigerte, sein ideales Schrebergartenhäuschen

zu verlassen, wurde er vor die Alternative gestellt: Bevormundung oder Eintritt in ein Heim. Solch unerfreuliche Erfahrungen machten ihn immer mehr zum Aussenseiter.

Es hat sie zu allen Zeiten gegeben, die Ausbrecher, die nach alternativen Lösungen suchten. Heute tun sie es freiwillig, doch unser Clochard wurde durch missliche Umstände dazu gezwungen. Und weil er nie in ein

Schema passte, glaubte man, mit ihm nach Belieben umspringen zu können.

Wie weit wir es doch gebracht haben! – Ich jedenfalls vermisse den Alten, obwohl ich mich nicht speziell um ihn gekümmert habe. Das tut mir heute leid. Nun ruht er unter einem Stein, auf den man die Worte gemeisselt hat: «In rebus magnis voluisse satest.» Große Dinge gewollt zu haben, genügt!



Gewünscht: ein Einzelkind

Bestürzt war ich, als ich während eines Spitalaufenthaltes erfuhr, dass sich manche jungen Frauen nur noch ein Kind wünschen, obwohl, oder gerade weil, «alles stimmt» – die familiären und finanziellen Verhältnisse ideal sind.

Was treibt diese Frauen dazu, sich einige Jahre nach der Geburt ihres ersten Kindes unterbinden zu lassen? Es ist der begreifliche Wunsch, selbständig zu sein und einen Beruf ausüben zu können. Klar: Es ist viel einfacher, Karriere zu machen, wenn man nur auf ein Kind Rücksicht nehmen muss. Auch ich bin in diesem Fall, jedoch ganz und gar nicht freiwillig.

Dass sich das Einzelkind ohne Geschwister nicht immer wohl fühlt, übersieht man leicht. Und man denkt gar nicht an den tra-

gischen Fall, der eintreten könnte, wenn dem geliebten Kind etwas zustiesse. Würde man dann weiter Karriere machen oder den Mut und die Kraft haben, ein Kind aus der Dritten Welt zu adoptieren?

Fragen, lauter Fragen.

Die Welt ist seit meinem Spitalaufenthalt nicht schlechter, aber auch nicht besser geworden. Egoismus ist weiterhin Trumpf. Und ich versuche mit gezielten Einladungen, zu verhindern, dass unser Einzelkind zu sehr unter dem Geschwistermangel leidet.

Mit meiner Karriere kann es getrost aufwärtsgehen!

Line Bussard

Grautöne

Ich habe Frau M. nie anders gekannt als mit schlöhweissem Haar, obschon sie bei unserer ersten Begegnung kaum dreissig

Jahre zählte. Es imponierte mir, wie sie ihre «schonungslose Ehrlichkeit bis in die Haarspitzen» stolz zur Schau trug und bei Gelegenheit als eine Frage des Charakters vehement verteidigte. Allerdings wirkte ihr jugendliches Gesicht unter dem vollen weißen Haar ungemein apart, und sicher glaubten die meisten, ihre Haarfarbe beruhe auf einem chemischen Spezialeffekt. Auch wenn ich aus dem Gebrauch von chemischen Nachhilfen nie eine Gewissensfrage konstruierten wollte, war ich froh, die zu erwartende Skala von diversen Grautönen noch weit vor mir zu haben und Entscheidungen über graue Theorien erst in einem Zeitpunkt fällen zu müssen, in dem proportional zum Alter hoffentlich auch meine Lebensweisheit zugenommen haben würde.

Inzwischen bin ich längst bei der ersten «Nicht-mehr-richtig-Braun»-Nuance angelangt, die ich

vorläufig ohne Grundsatzentscheid alle paar Monate provisorisch übertöne, um meiner doch nicht ganz erwartungsgemäß gewachsenen Lebensweisheit nicht definitiv alle Chancen zu nehmen.

Frau M. ist jetzt um die Fünfzig. Als ich sie letzthin sah, hätte ich sie fast nicht wiedererkannt. Ihr Haar war kastanienbraun, mit einem grosszügigen Stich ins Tizianrot. Ihr Gesicht wirkte zwar etwas durchschnittlicher als früher, aber immer noch recht jung und lebhaft. Die frappante Änderung ihrer Erscheinung bewirkte bei mir eher Erleichterung als Enttäuschung über die offensichtliche Kehrtwendung ihrer Prinzipien. Frau M. lachte, als sie meine leichte Verwirrung bemerkte, und meinte unbefangen, bei ihr sei der Reifungsprozess halt rückwärts abgelaufen. «Früher», sagte sie, «machte ich mir, wenn ich vergesslich war, einen Jux daraus, seufzend zu behaupten:

ten, ich würde eben allmählich älter, und alle lachten darüber. Eines Tages zog der Witz nicht mehr. Niemand lachte, alle zuckten blass die Achseln und konstatierten tröstend, wir würden eben alle nicht jünger. Das war das Signal. Ich habe sofort beschlossen, einstweilen auf die Würde des Alters zu verzichten und mich schamlos aller unwürdigen Tricks zu bedienen, die mir das Gefühl geben, einigermassen à jour zu sein."

Und ich, ich Trottel, kämpfe immer noch gegen die Windmühlen meiner imaginären Lebensweisheit. Ich habe mich so daran gewöhnt, dass ich gar nicht weiß, wie ich aufhören soll. Ich werde eben auch allmählich älter.

Ursula Hasler

Die Abdankung

Kürzlich hatte ich in meinem Heimatstädtchen zu tun und stieß auf der Strasse auf Fritzli, einen ehemaligen Schulkameraden. Er sagte, die Frau unseres alten, lieben Schularztes sei gestorben, und er sei im Begriffe, an die Abdankung zu gehen. «Kommst du mit?» fragte Fritzli. Das kam mir zu plötzlich, und ich schützte Zeitnot vor. Wir trennten uns also.

Ich betrat das Zeitungslädeli, um eine Trauerkarte zu kaufen. Das ältliche Fräulein hinter dem Ladentisch war dasselbe wie zu meiner Jugendzeit – die Trauerkarten waren es auch! Ich konnte wählen zwischen: geknickter Rose, zerbrochener Säule und halb geöffnetem Schmiedeeisen-gitter. Auf alle Karten war «aufrichtige Teilnahme» gedruckt.

Als ich am Auswählen war, kam mir mein Kneifen zu feige vor. Ich beschloss, doch Zeit erübrigen zu können, und machte mich auf den Weg zur Kirche. Sie war voll mittelalterlicher und alter Leute in schwarzen Mänteln, die nach Kasten und Mottenkugeln rochen. Triste Mienen. Keine Musik. Keine Orgelbegleitung. Nur schüchtern gesungene Lieder, deren Klang nach der ersten Strophe noch dünner wurde und dann fast ganz verwehte. Der mir unbekannte Pastor trug seine «aufrichtige Teilnahme» routinemässig vor. Mir wurde ganz flau vor lauter übelgefüllter Leere. Da ich mich aber gegen das Kneifen entschieden hatte, harrete ich aus und ging am Schluss zum alten Schularzt, um ihm zu kondolieren. Er umschloss meine Hand mit seinen beiden zittrigen Händen, sagte, wie sehr er sich freue, dass ich gekommen sei. Ich war beschämmt, bereute nichts.

Auf dem Heimweg kamen mir mannigfaltige Gedanken: Muss das so sein? So düster? So trist?

So muffig? Und wenn ja: warum nur? Und wer will es so haben? Und vor allem: Wo sind die Jungen geblieben?

Warum fehlen die Jungen? Gehören nicht gerade sie auch dazu?

Suzanne Geiger

Kinder

Wie wird die Welt aussehen, wenn es einmal viel weniger Kinder und Jugendliche gibt? Meine Antwort lautet: «Traurig – nicht auszudenken!» Darum freue ich mich so über Kinderstimmen, besonders über diejenigen im Nachbargarten. Mit Kindern war ich schon immer befreundet, auch von meinem Beruf her. Im übrigen bin ich seit vielen Jahren Mutter.

Längere Zeit sah es in unserem Quartier so aus, als ob es keinen Nachwuchs mehr geben würde. Eines Tages begann sich die Situation zu ändern. Zwei Häuser wurden an junge Familien mit kleinen Kindern verkauft, und kurz hintereinander begrüßten zwei Familien einen unerwarteten Nachzügler. Ich freute mich sehr darüber! Jetzt trippelt und trappelt es wieder allenthalben in unserer Strasse, man hört Weinen und Lachen, Streiten und Singen – kurz: junges Leben ist wieder eingekehrt.

Da ist zum Beispiel Barbara. Ich bin besonders glücklich, wenn ich ihr an der Sonnenhofstrasse begegne. Mit ihrem Dreirad dreht sie ein paar Runden. Unglaublich, die Geschwindigkeit, mit der ihre Beinchen sich bewegen! Kaum findet sie Zeit, mir einen Blick und Gruss zu zuwerfen. Ich aber gehe schmunzelnd weiter und habe dieses kostliche Bild noch eine Zeitlang vor Augen.

Ich gehöre nicht zu den Müttern, die bedauern, dass die Kinder gross werden. Die Gespräche, die an unserem Familiensitz geführt werden, möchte ich nicht missen. Sie bedeuten eine grosse Bereicherung für mein Dasein. Lange und harte Diskussionen gehen zwar manchmal an die Grenzen meiner Kraft. Und ich werde ein zweites Mal in meinem Leben erzogen!

Ich schätze mich glücklich, nicht in einem dieser kinderlosen Quartiere wohnen zu müssen, die es da und dort gibt. Kinderlachen, Kindergeplauder und Kindergesang sind für mich wie Sonnenstrahlen, die das Herz erwärmen und die Sorgen vergessen lassen.

Marie-Louise Karlen



Hotel Brenscino
Brissago Tel. 093/65 14 21
Ihr Ferienparadies:
Park, Liegewiese,
Terrasse über dem See,
Sauna, Fitness, Kegelbahn.
(März bis November)

Sparmassnahme

Vor einiger Zeit stand es in den Gazetten. Die SBB wollen sparen. Das wollten sie schon immer. Aber diesmal handelt es sich um eine «besonders gerissene Sparmassnahme». Der Ausdruck stammt nicht von mir. Die SBB, wer immer dahinterstecken mag, haben ihn verwendet.

In Spitzenverkehrszeiten sollen Frauen als Hilfskondukteusen eingesetzt werden. In einem Schnellkurs bereitet man sie auf ihre Arbeit vor. Sie lernen Billette entwerten und Coupons für Kurzstrecken ausstellen. Alles übrige bleibt den Kollegen vorbehalten. Sicher traut man dem schwachen Geschlecht die andern Aufgaben eines Kondukteurs auch zu. Aber wäre eine Frau gut ausgebildet, müsste man sie entsprechend bezahlen! Die Tschumpeli sollen froh sein, dass ihnen eine Teilzeitbeschäftigung geboten wird.

Die Idee, Hilfspersonal einzustellen, ist nicht neu. Industrie und Gewerbe machen sich schon lange die Tatsache zunutze, dass wir Frauen bereit sind, mit unterbezahpter Arbeit Taschengeld zu verdienen. Es gibt viele, die auf ein eigenes Gehalt angewiesen sind. Mit der Silbe «Hilfs» weiss man den Betrag niedrig zu halten.

Etwas erstaunt mich: Ich habe von niemandem die leiseste Aeusserung gehört über diese Sparanstrengung der SBB. Hat zufällig keiner meiner Bekannten den Zeitungsartikel gelesen? Oder lässt es einen kalt, wenn Frauenarbeit als «gerissene Sparmassnahme» bezeichnet wird, weil man selbst, Gott sei Dank, nicht auf eine solche Stelle angewiesen ist? *Elisabeth Arnet*

Echo aus dem Leserkreis

Geschmacklose Unterhaltung (Nebelspalter Nr. 25)

Liebe Frau Hedy Gerber

Oha lätz, jetzt schreibt die Frau Gerber aber von der höchsten Spitze der Palme aus! Für mich war das eine Herausforderung, und ich möchte einiges richtigstellen. Ich habe zwar das «Sennetuntschi» am Fernsehen nicht gesehen, also auch keinen Brief, keinen Anruf gestartet, und bin demzufolge nicht auf der Palme gelandet. Nur die Diskussion hörte und sah ich – und machte mir meine Gedanken...

Ich gehöre zu den Leuten, die den Ausschaltknopf betätigen, nicht nur, wenn die mir widerlichen Bettszenen, sondern auch, wenn Filme gezeigt werden, wo die Brutalität im Vordergrund steht. Sogar Krimis mag ich nicht leiden, weil ich nicht lachen kann, wenn zur Unterhaltung gemordet wird.

Aber nun zum Thema! Warum werden eigentlich Leute, es sind wohl vornehmlich Christen, die sich

vehement gegen eine primitive Art der Unterhaltung wehren, immer als Moralisten, Saubermacher etc. lächerlich gemacht? Haben wir in unserem Land nicht Menschen, die sich wehren gegen Luft- und Umweltverschmutzung, gegen vergiftete Nahrungsmittel? Ein ebensogrosses Anliegen ist Moral für den Christen, der noch Verantwortung in sich spürt. Ich weiss, Sie sagen mir jetzt, dass wir mündig genug sind, um uns selbst zu schützen. Sind wir das wirklich? Warum wird jede vierte Ehe geschieden, warum sind unsere Kliniken überfüllt, warum müssen wir Sorgentelefone für Kinder haben, und warum registrieren wir so viele Selbstmorde?

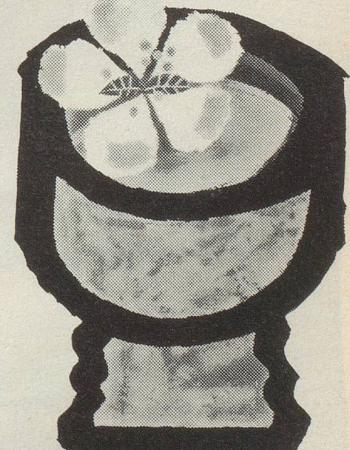
Sie finden, ein «Moralist» sei ein Hinterwäldler, der verklemmt sei. Wie weit entfernt sind Sie von einem moralisch hochdenkenden Menschen! Moral fordert Liebe, Sex kann man haben oder machen ohne den geringsten Funken von Liebe. Und das ist der grosse Unterschied.

Ich finde es bedenklich, wenn in unserem Lande via ein Medium wie das Fernsehen derart geschmacklose Unterhaltung geboten wird. Immerhin sind wir ein Volk mit christlich-ethischen Werten, und sie müssen wir unter allen Umständen erhalten.

Mit freundlichen Grüßen
F. Walliser, Nidau

Christus liess sich von einer Frau, die mit Sexualität ihren Lebensunterhalt verdiente, die Füsse waschen und sagte zu den Pharisäern: «Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein!» *Ilse*

Fabelhaft ist Apfelsaft



**ovaUrtrüeb
bsunders guet**